

LOKALES

* Wiesbaden, 15. Juli 1904

26. Deutscher Feuerwehrtag in Mainz. Die Arbeiten zur Vorbereitung des 26. Deutschen Feuerwehrtags (3.—6. September d. J.) und der damit verbundenen Ausstellung sind im vollen Gange. Die Ausschüsse haben sich konstituiert und rufen sich, die Veranstaltungen in einer der Stadt Mainz und ihrem Hofe, als Feststadt würdigen Weise durchzuführen. Nach dem nunmehr endgültig aufgestellten Programms sind u. A. folgende Festlichkeiten vorgesehen: Samstag, den 3. September, Vormittags 1 Uhr: Eröffnung der Ausstellung, Abends 8 Uhr: Begrüßung der Feuerwehren durch die Behörden in der Stadthalle. Sonntag, den 4. September, Vormittags 10 Uhr: Schulübungen der Mainzer Feuerwehr und Angriffsbübung. Nachmittags 2 Uhr: Aufmarsch der sämtlichen Feuerwehren vor dem Protektor Sr. Maj. Hohheit dem Großherzog von Hessen. Nachmittags 4½ Uhr: Concert in der Stadthalle. Montag, den 5. September, Nachmittags 3 Uhr: Vorführung von Lösch- und Rettungsgeräten auf dem Ausstellungsorte. Abends: Concert in der Anlage oder in der Stadthalle. Dienstag, den 6. September: Festfahrt nach Rüdesheim.

Feuerbestattung. Im Mainzer Krematorium fanden im 2. Quartal dieses Jahres 40 Einäscherungen statt, gegen 19 im 2. Quartal des Vorjahres (seit Bestehen des Krematoriums 178). Von den durch Feuer befallenen Personen waren aus Wiesbaden 1, Bonn 1, Koblenz 1, Düsseldorf 2, Ess 1, Frankfurt a. M. 2, Köln 2, Kreuznach 2, Mainz 7, Remagen 1, Wiesbaden 20; hieron waren 21 Männer und 19 Frauen. Der Religion nach waren: 28 evangelisch, 6 katholisch, 2 deutschkatholisch, 2 israelitisch, 1 altkatholisch, 1 freireligiös. Dem Alter nach waren zwischen 20—30 Jahren 1, 30—40 6, 40—50 5, 50—60 3, 60—72 12, 70—80 12 Personen, 80—90 1 Person. Die Feuerbestattung ist nun auch in Württemberg gestattet worden und haben sofort einige württembergische Städte mit den Vorarbeiten zur Erbauung von Krematorien begonnen.

Stenographische Übungen während der großen Ferien. Wie auch in früheren Jahren, hat der hiesige Stenographische Verein (S. V.) die Einrichtung getroffen, daß an seinen Mittwochs-Übungen im Hotel-Restaurant Friedrichshof, Friedrichstraße 35 I, während der großen Ferien alle Personen, welche einen Anfänger- oder Fortbildungskursus besucht haben, aber keinen Verein angehören, unentgeltlich teilnehmen dürfen. Die Übungen beginnen Abends 8.30 Uhr im genannten Lokal.

Der Athletenverein Wiesbaden bezieht am kommenden Sonntag in sämtlichen Räumen der Restauration „Zur Waldlust“ sein diesjähriges Nachfest. Außer verschiedenen Ueberrassungen wird eine Fackelpolonaie aufgeführt. Es verspricht das Fest aller Voraussicht nach ein schönes zu werden, weshalb der Besuch sehr zu empfehlen ist.

Der Rauch- und Vergnügungsclub „Trophäen“ veranstaltet am Sonntag den 17. Juli, Nachmittags 4 Uhr ein Sommerfest mit Tanz, bei freiem Eintritt, bei Herrn Ohlemacher, Restauration zur Neuen Wollschloße. Für Vergnügungen aller Art ist bestens gesorgt.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

„**Der Lebens Mutterglück**“, so nennt Felicitas Rose treffend den neuesten (9.) soeben erschienenen Band ihrer humoristischen Bibliothek „**Praxis-Mittel**“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin W. 6), Preis pro Band 1.00, und sie hat in der That den ganzen Inhalt dieses des Lebens höchste Seligkeit umfassenden Werks in ihren neuen Band hineingelegt. Viele Tausende von Lesern und vor allem Leserinnen sehen voll Spannung dem Erscheinen des neuen Bandes entgegen, und sie werden nicht enttäuscht. Das letzte Kapitel erzählt als Gattin und Mutter, umringt von einer Schaar von nicht weniger als neun Sprößlingen, die sie in dem ihr nun einmal eigentümlichen goldenen Humor ihre „neun Regeln“ nennt, dies liebliche Bild wird hier von der talentvollen Verfasserin meisterhaft und aus der Tiefe eines deutschen Frauen Gemüthes heraus entworfen. Eine deutsche Hausfrau und Mutter, wie man sie nur wünschen kann, dies treffliche Werkchen im Kreise der Seinen, und so sei denn seine Bekanntheit allen de-

nen, die nun nach einer passenden Lektüre für die Reise und die Sommerfrische suchen, auf das wärmste empfohlen!

„**Rechts und links der Eisenbahn**“ nennt sich ein soeben bei Gustav Bertels in Gotha erschienene Sammelwerk von Führern auf den Hauptbahnen des Deutschen Reiches, die gerade jetzt zur Reisezeit allen denen willkommen sein wird, die sich die so häufig als langweilig empfundene Eisenbahnfahrt in angenehmer und doch belehrender Weise verkürzen möchten. Berücksichtigen doch die alten Reisehandbücher nur die Reize der großen Menge der Eisenbahnfahrer, dagegen nur nebenbei die Reisewege. Hier sehen die neuen „Rechts und links“-Führer ein, die an der Hand einer prächtigen genauen Karte des Schienenwegs und seines Seitengebietes in unterhaltender Form, aber auf erster wissenschaftlicher Grundlage vor dem geistigen Auge des Reisenden ein anschauliches Bild der durchfahrenen Gegend entrollen. Was immer die durchfahrene Gegend für Erinnerungen an die Vergangenheit bietet, was sie an bemerkenswerten Werken menschlichen Schaffens aufweist, alles das meldet gewisshaft der Führer seinem Reisenden. So gewinnt die Landschaft rechts und links der Eisenbahn frisches Leben und spricht zum Besucher in hundertfacher Weise von heute und vergangenen Zeiten. Auch die unsere Gegend durchschneidenden Hauptbahnen sind in der Sammlung vertreten. Herausgeber der neuen Eisenbahnführer ist der bekannte Förderer deutscher Land- und Volkswirtschaft Prof. Paul Langhans, der sich die Mitarbeit einer großen Zahl führender Gelehrter auf erdunkeltem Gebiet gesichert hat. Die „Rechts und links“-Führer sind in allen Buchhandlungen käuflich (das einzelne Heft mit zwei Karten kostet nur 50 Pf.). Zweifellos werden die rothen Seiten des einzigartigen Unternehmens der kommenden Reisezeit ihr Gepräge aufdrücken: sie stellen die Eisenbahnfahrt in den Dienst der Stärkung des Heimatgefühls, der Pflege der Liebe und Begeisterung für deutsches Volk und Land.

„**Mars la Tour-Bionville**“, von Carl Bleibtreu, illustriert von Chr. Speyer. In farbigen Umschlag geh. 1.00, eleg. geb. 2.00. (Carl Krobbe Verlag, Erich Gutschmann in Stuttgart.) Dieser neue Teil der großen Bleibtreu'schen Serie ist von ganz besonderer Kraft und Bedeutung. Obgleich die Kämpfe um Reg bereits in seiner Schlachtbichtung „**Gravelotte**“ behandelt, hielt er es für nötig, die gewaltige Heiden Schlacht des 16. August, die furchtbarste des ganzen Krieges, nochmals ausführlich zu entrollen. Dies geschieht nun hier in unübertrefflicher Weise. Das Ringen der Brandenburger, der Todestritt der Brigade Bredow und vor allem der heroische Sturm der 88. Brigade sind mit einer Anschaulichkeit und Fülle von Einzelheiten geschildert, wie nie zuvor. Desgleichen die Vorgänge auf französischer Seite. So bildet diese Dichtung zugleich das historisch abschließende vollständige Bild der großen Schlacht, mit Ausmerzung und Vervollständigung vieler noch bestehender Irrthümer, und bietet auch dem Kriegsforscher viel Neues als die erste durchaus wahrheitsgemäße Darstellung in historisch-kritischer Hinsicht, während auch die Schriften des Großen Generalstabs noch mancherlei Falsches enthalten. Und dies alles wird in einem so fortwährenden, von Lebendigkeit glühenden Stile vorgetragen, daß sich wohl niemand dem Einbrüche dieser schätzensvollen Liebe entziehen kann. Die Brandenburger und vor allem die Westfalen und Niederrheinländer der 88. Brigade werden Bleibtreu sicher Dank wissen für die bleibende Verewigung ihrer Thaten.

„**Ellen Ach: Ueber Liebe und Ehe**“, (S. Fischer, Verlag, Berlin.) 510 Seiten. Geh. 1.00, eleg. 1.50. In diesem neuen Essayband setzt Ellen Ach ihren Kampf für die Zukunft der Menschheit fort. Immer weiter ist ihr Blick geworden, immer tiefer die Empfindung, immer klarer der Ausdruck. Ihr Standpunkt ist durchaus original. Ohne daß sie je Kompromisse machte, hat sie doch einen scharfen Strich zwischen sich und der gewöhnlichen Frauenrechtlichkeit gezogen. Sie hat zu ihrer einzigen Lehrmeisterin die Natur gemacht. Der ewige Quell der Menichwerdung, die Liebe und die Mutterchaft, ist ihr der Quell der Akribie und Weisheit. Ihre Ideale gründen sich auf der Erkenntnis des menschlichen Lebens, das immer dasselbe ist und sich doch immer erneut. Darum scheint sie nicht bloß in die Zukunft, sondern verfährt auch Zukunft. Ihr Wunsch von heute wird die Erfüllung von morgen sein.

„**Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen**“, von Ed. Hub. Grebe, Cassel. Verlag von Carl Victor, Buchhandlung. Das Buchlein gibt eine Würdigung der bleibenden Ver-

dienste des großen Heldenfürsten, die er sich um Land und Volk und Kirche als Regent und weitschauender Staatsmann, als Gelehrter und Feldherr, als schöpferischer Genius und vor allem als Reformator erworben hat.

„**Im Stübchen**“, Bilder, Sagen und Skizzen von P. R. Greuting. Mit Touristenführer und Rärtchen. 164 Seiten. — Allgemeine Taschenbibliothek, Nr. 6. München, Monachia-Verlag. Preis 60 Pf. Das Stübchen und die Stübchen mit ihren berühmten Vergnügen sind nun mit der Tiroler Landes-hauptstadt durch die am 10. Juli eröffnete Bahn verbunden und nehmen das Hauptinteresse der Touristen und Sommerfrischler in Anspruch. Im Hinblick auf dieses Ereignis im Touristenver-lehr, ist das uns vorliegende handliche und billige Buchlein als Vorbereitungsmittel sehr am Platze.

„**Witterungskunde**“, von dem bekannten Forscher Dr. Wilhelm Köhl in Gotha ist unter dem Titel „Grundzüge der all-gemeinen Witterungskunde“ in „**Sillgers illustrierten Volksbüchern**“ (Verlag von Hermann Sillger, Berlin, Königsgrabenstr. 7) ein allgemein verständlich gehaltener Ueberblick über dieses, die weite-sten Kreise interessierende Gebiet zum Preise von nur 30 Pf. er-schienen.

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

Bei Einkauf von Anker-Thee und Bonbons achte man auf den Namen.

Ihre Schrecken verloren hat die Band durch das neue ganz unerschöpfliche, auch auf alle Eingeweidenwärmer sicher wirkende Mittel: **Wurmholde „Carbitin“** (40% Rühr-Stoff und 60% Cacao-Masse). Preis für einfache Kur und Kinder 1.50, für strenge Kur 3.00 Mk. Licht nur von **Antipp-Pauls**, 59 Rhein-strasse 59. Telefon 3940. 8263

Bitte genau auf die Firma zu achten.



Socken

mit verstärkten Sohlen, Fersen und Spitzen in
mako von 45 Pf., schwarz von 50 Pf. an
nahtlos von 40 Pf. an,
lederfarbig und bunt von 50 Pf. an

Schweiss-Socken

von 40 Pf. an,
leichte Sommersocken in
15, 20, 30 Pf. das Paar.

L. Schwenck, Mühlgrasse 9,
Strumpfwaren. Trikotagen. 1820

Hamburger Zigarren-Haus,
Wiesbaden, Wellstrasse 21,
Mainz, Schillerstrasse 46.
Empfehle meine Spezialitäten in nur Hamburger
Zigarren aus garantiert rein überseeischen, reifen
Tabaken.
Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.
Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich
als Fachmann in der Lage, auch dem verwöhntesten Raucher
in jeder Beziehung zufrieden zu stellen. 3507
Eduard Schäfer.

Kellerskopf!

Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu **J. Werner, Marktstrasse 6.** Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. **J. Werner, Marktstrasse 6.** Bitte genau auf die Firma zu achten!

Für Wöchnerinnen und Kranke:

Wasserichte Best-Kin-
lagen von Mk. 1.50 bis
Mk. 5.— pro Meter.
Armbänder,
Fingerringe a. Patentgummi u.
Leder.
Bruchbänder
Brustbänder,
Brustschürzen,
Brusthütchen,
Milkpumpen,
Flaschbottel,
Eismaschinen u. Trinkröhren,
Krankentassen,
Einatmungs-Apparate
Ovallampen,
Spiegelgläser,
Luchta-Spuckgläser.

Irrigatore, complet, von
Mk. 1.25 an.
Injectionspritzen,
Nasen- u. Ohren-Douchen u.
Spritzen,
Pulverbläser,
Augen- und Ohrenklappen,
Klysterspritzen v. Gummi
Glas und Zinn,
Glycopompen,
Glycerinspritzen,
Verbandwatte, chemisch
rein, sterilisiert u. präpariert,
Verbandgaze Lint,
Verbandbinden,
Guttaperchatafft,
Billroth-Battist,
Mosettig-Battist,
Luttkissen, rund und eckig

Leibbinden in allen Größen
und Preislagen.
Wochenbettbinden.
Leibumschläge
Halsumschläge n. Priessnitz.
Brustumschläge
Fieber-Thermometer.
Bade-Thermometer,
Zimmer-Thermometer,
Wärmflaschen von Gummi
und Metall,
Leibwärmer.
Nothverband-Kästen für
d. Gewerbe in verschiedenen
Zusammenstellungen und
Preislagen.
Taschen-Apotheken,
Reise-Apotheken,
Medizinische Seifen.

Gesundheitsbinden
In Qualität.
Befestigungsgürtel hierzu in
allen Preislagen von 50 Pf.
an.
Suspensorien.
Desinfektionsmittel, wie Lysol,
Lysolform, Carbollwasser,
Crasolin etc.
Mineralwässer,
Sodener und Emser Pastillen,
Aechte Kreuznacher Mutter-
lauge,
Kreuznacher Mutterlauge-Salz,
Staatsarter Salz,
Aechtes Seesalz,
Fichtennadel-Extrakt,
Badeschwämme,
Zungenschaber.

Beste Waare! Billigste Preise! Artikel zur Krankenpflege.
Chr. Tauber, Kirchgrasse 6,
Telephon 717.

Walhalla-Theater.
Operetten-Spielzeit.
Dir.: J. Böhringer. Art. Leiter: Emil Rothmann.
Samstag, den 16. Juli 1904. Zum 4. Male:
Bruder Straubinger.
Operette in 3 Akten von M. Weh u. F. Schwegler.
Musik von Edmund Eysler.
Spielleiter: Emil Rothmann.
Musikal. Leiter: Kapellmeister Marco Großkopf.
Landgraf Philipp Richard Burger.
Landgräfin Pola, seine Gemahlin Josef v. Bora.
Georg von Naup, Hofintendant Max Bizer.
Hilf v. Himmels, Hofdame Paula Scholz.
Rudolph, Rathsherr Paul Scholz.
Bruder Straubinger Richard Beng.
Deul, das wilde Mädchen Emma Walford.
Schwinder, Schaubudenbesitzer Theo Tschaur.
Edwilda, seine Frau Marianne Kusterig.
Bomatz, Diener Arthur Brandt.
Wimmerer, Stadtschreiber Ludwig Schmitz.
Hirschopp, Rathsdienner Max Gien.
Damen und Herren vom Hofe. Offiziere, Handwerksburgen, Bäcker,
Die Handlung spielt am Rhein im 18. Jahrhundert.
Pause nach dem 1. u. 2. Akt.

Walhalla-Hauptrestaurant.
Täglich Abends 8 Uhr:
Philharmonische Konzerte
des Wiener Salon-Orchesters
„Hartwig Pahl“.
Hochfeine künstlerische Musik. Täglich wechselndes Programm.
Entree frei



* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 164.

Samstag, den 16. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

„Habe ich vielleicht die Ehre, die Dame des Hauses zu sehen?“ fragte er dann mit einer mühsam erzwungenen Ruhe.

„Ich bin Mistreß Burton.“

„Ich bin ein deutscher Maler, der in der Absicht hierher kam, Ihnen ein Gemälde anzubieten, daß Ihr Herr Gemahl im vorigen Herbst bei seiner Abwesenheit in meiner Heimath von mir kaufen wollte.“

„Wo wohnen Sie?“

„Bei dem Irlander Hugh O'Brien.“

„Nein, nein, ich meine die deutsche Stadt“, sagte sie rasch. Er nannte sie, ihre feingewölbten Brauen zogen sich leicht zusammen.

„In jener Nacht ist mein Gatte damals verschwunden“, erwiderte sie, „die Vermuthung liegt nahe, daß er ermordet wurde.“

„Oh, davon habe ich nichts gehört“, rief er überrascht, „ich verließ meine Heimath erst vor kurzem, und hier im Hause erfuhr ich erst, daß Ihr Gatte verschwunden sei.“

„Haben Sie das Gemälde mitgebracht?“

„Natürlich.“

„So schicken Sie mir es zu, und wenn es mir gefällt, werde ich es behalten“, sagte sie in einem gütigen, wohlwollenden Tone.

„Jetzt dieses Bild verkaufen? Niemermehr!“ rief es in seinem Innern und mit einem häßlichen, verbitterten Lächeln griff er nach seinem Hut.

„Es ist mir jetzt nicht mehr feil, Mistreß“, sagte er mit einer Verbeugung, „Sie haben mich zu lange warten lassen.“

Mistreß Burton blickte befremdet auf die Thür, hinter der er verschwunden war, es lag in dem Benehmen dieses Mannes, in dem Klang seiner Stimme und dem Ausdruck seines Blickes etwas, was sie beunruhigte. War sein Stolz beleidigt dadurch, daß er hatte warten müssen?

Das konnte die Ursache seines seltsamen Benehmens nicht sein, er hatte sich ja nicht allein darauf, sondern auch auf eine ablehnende Antwort gefaßt machen müssen, wenn er ihr sein Bild anbieten wollte. Wer war dieser sonderbare Mensch? Seinen Namen hatte er nicht genannt, und wenn auch seine äußere Erscheinung auf den Künstler hindeutete, so lag doch die Möglichkeit nahe, daß er nur gekommen war, um die Gelegenheit zu einem Verbrechen auszunutzen.

Vielleicht war er der Mörder ihres Mannes?

Der Eintritt Ernas erlöste sie aus diesen Zweifeln, die gewaltige Erregung ihrer Gesellschafterin konnte ihr nicht entgehen.

„Sie haben diesen Menschen auch gesehen?“ fragte sie.

„Ich habe ja vor Ihnen mit ihm gesprochen“, antwortete Erna mit bebender Stimme, „ihm hier zu begegnen —“

„Er ist entweder ein Irrsinniger oder ein Verbrecher!“

„Keins von beiden, er ist der Maler Geier, der mich durch seinen glühenden Haß und durch seine Drohungen aus meiner Heimath trieb!“

„Ach, nun wird mir alles klar!“ sagte Mistreß Burton zornig. „Er ist Ihnen hierher gefolgt, das Bild war nur ein Vor-

wand, der ihn entschuldigen sollte, wenn er in diesem Hause nicht Ihnen, sondern mir begegnete?“

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll“, erwiderte Erna gedankenvoll, während sie neben Mistreß Burton auf dem Divan Platz nahm. „Er sagte mir, er habe nicht geahnt, daß ich hier sei, ich kann das nicht gut glauben, und dennoch ist es möglich. Er wird von seinem Vater hergekommen sein, um hier eine Erbschaftsangelegenheit zu ordnen, er behauptet, dieses Anerbieten nur deshalb angenommen zu haben, um mir in meiner Heimath nicht mehr zu begegnen. Früher schon sagte er mir, daß er das Bild verkaufen könne, heute höre ich, da Mistreß Burton ihm damals einen namhaften Preis dafür geboten haben sollte.“

„Nennen Sie das Bild?“

„Es ist mein Porträt, als Studienkopf behandelt, er hat es ohne mein Wissen gemalt, es soll sprechen ähnlich sein.“

„Und dieses Porträt will er nun verkaufen?“ sagte die Amerikanerin entrüstet. „Wie schamlos! Hat er Ihnen wieder gebroht?“

„Das gerade nicht, aber in jedem Worte das er sprach, lag eine versteckte Drohung. Er will nicht abreisen, trotzdem ich ihm gesagt habe, daß ich ihn verachte; er hofft auf eine obermalige Begegnung und für mich ist nun alle Ursache vorhanden, ihn wieder zu fürchten.“

„Er möge sich hüten!“ erwiderte Mistreß Burton, deren Antlitz Hornesgluth übergoß. „Sie stehen hier unter meinem Schutze; unternimmt er nur das Geringste gegen Sie, so wende ich mich an die Polizei, die kurzen Prozeß mit ihm machen wird.“

„Sie kennen diesen heimtückischen Charakter nicht“, sagte Erna kopfschüttelnd. „Er wird mich auch hier verleumden, wie er es in meiner Heimath gethan hat.“

„Hier kennt Sie Niemand, was also wollte er durch Verleumdung Ihnen anhaben können?“ Aber das Bild muß er mir verkaufen“, fuhr die Amerikanerin lobhaft fort, „wir dürfen es nun nicht mehr in seinen Händen lassen. Es würde Ihnen keine Schande machen, wenn er es mit Nennung Ihres Namens öffentlich ausstellte.“

„Aber Sie können sehr viele Unannehmlichkeiten dadurch haben, unsere jeunesse dorée ist nichts weniger als schüchtern.“

„Hat Ihnen der Maler das Bild nicht angeboten?“ fragte Erna Mistreß Burton.

„Nein, er sagte allerdings, daß er dies beabsichtigt habe, aber er fügte hinzu, es sei ihm nun nicht mehr feil. Das war's, was in mir die Vermuthung weckte, daß dieser Mann entweder irrsinnig sei, oder Böses im Schilde führe. Die Wahrheit konnte ich nicht ahnen. Er sagte mir auch, wo er wohnte, bei Hugh O'Brien, ich werde nachfragen lassen. Dann die Wohnung gefunden werden, besuche ich den Maler, um das Bild zu erwerben.“

„Ich fürchte nur, daß er es Ihnen jetzt nicht mehr abtreten wird“, sagte Erna besorgt, „er wird es benutzen wollen, um seinen Haß gegen mich zu befriedigen.“

„Ich vertraue auf den Klang des Goldes, dem Niemand widerstehen kann,“ erwiderte Mistreß Burton, „ich werde ihm auferdam beweisen, daß er auf die Befriedigung seines Hasses in dieser Stadt verzichten muß, wenn er sich nicht selbst verderben will.“

Ein Diener trat ein, er brachte einige Briefe, die auf einem silbernen Teller lagen.

Unter ihnen war einer, der die Adresse Ernas trug, sie erkannte gleich die feste Handschrift ihres Bruders.

Mistreß hatte aus der Vaterstadt Ernas ebenfalls einen Brief erhalten, sie öffnete ihn hastig, er enthielt die Nachricht vom Tode ihres Mannes.

Der alte Inspektor theilte ihr ausführlich das Geständniß Steinthals mit, spätere Verhöre hatten ihn nicht in Widersprüche verwickeln können, er war stets bei seiner ersten Aussage geblieben, und man durfte annehmen, daß dieselbe auch Wahrheit sei.

Die Leiche war ausgegraben und rekonstruirt worden, die Aerzte hatten festgestellt, daß am rechten Fuß eine Beule fehlte, die Identität konnte also keinem Zweifel unterliegen.

Der dunkle Fleck, der früher am Halse der Leiche entdeckt worden war, deutete allerdings auf die Möglichkeit eines Verbrechens hin, indessen war auch die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Stoß mit der Ede des Handfesslers diesen Fleck verursacht hatte, und dieser Stoß war nur aus Nothwehr geführt worden.

Das Vermögen Steinthals war mit Beschlagnahme belegt, man hatte eine immerhin namhafte Summe in Wertpapieren und Gelde in seinem Besitz gefunden, Mistreß Burton sollte darüber nun verfügen.

Schweigend übergab sie den Brief ihrer Gesellschafterin, sie blieb in Sinnen versunken, während Erna las.

„So ist er, wie ich vermuthete, ein Opfer seiner unseligen Leidenschaft geworden!“ sagte sie, als Erna den Brief hinlegte, „ich zweifle nicht an der Wahrheit dessen, was der Angeklagte ausgesagt hat. Die irdischen Ueberreste des Unglücklichen sollen hierher geschickt werden, damit er hier seine letzte Ruhestätte findet, das Geld schenke ich zur Hälfte dem alten Inspektor und zur anderen Hälfte einem wohlthätigen Institut in Ihrer Stadt, die Wahl dessen will ich dem Inspektor überlassen. Und nun genug davon, ich habe als Witwe lange genug um den verschollenen Gatten getrauert, ich wußte, daß ich außer der Todesnachricht keine andere Nachricht mehr von ihm empfangen konnte. Sie haben ja auch einen Brief erhalten?“

„Ja, und er enthält eine frohe Nachricht“, erwiderte Erna, mit einem Ausleuchten des Glückes in den schönen Augen. „Mein Bruder hat sich mit Gertha Wäber verlobt, die beiden Menschenherzen haben endlich sich gefunden, sie sind glücklich.“

„Dazu gratuliere ich“, sagte Mistreß Burton, die einige Worte auf dem Zettel geschrieben hatte und nun auf den Knopf des elektrischen Telegraphen drückte, „ich habe Beide kennen gelernt und glaube, daß die Charaktere harmoniren, und das ist in der Ehe die Hauptsache. Man soll nachsehen, in welcher Straße dieser Mann wohnt und die Adresse unter den Namen schreiben“, wandte sie sich zu dem geräuschlos eintretenden Diener, indem sie ihm den Zettel übergab.

„Friedrich schreibt mir, daß er schon in drei Wochen die Hochzeit in aller Stille feiern werde,“ fuhr Erna fort, als sie den Blick der Herrin fragend auf sich gerichtet sah, „der Vater Gerthas wünscht es so und das Brautpaar scheint diesen Wunsch nur zu gerne zu erfüllen. Ich soll nun auch zurückkehren, Friedrich ist außerdem meinerwegen jetzt in sehr großer Sorge, er weiß, daß der Maler hierher gereist ist.“

„Diese Sorge ist unnöthig“, fiel Mistreß Burton ihr in die Rede. „Sie sind unter meinem Schutze, das genügt, um alle Intriguen des Malers unschädlich zu machen. Hegen Sie noch immer Furcht?“

„Nein, wenn ich mich auch einer gewissen Unruhe nicht ganz erwehren kann, so lange ich diesen Mann in meiner Nähe weiß. Ich bleibe bei Ihnen, mein Bruder bedarf meiner jetzt nicht mehr, das junge Ehepaar kann ich getrost seinem Glück überlassen.“

Der Diener trat wieder mit dem Zettel ein und hatte im Adressbuch sofort die Wohnung O'Briens gefunden, Mistreß Burton befahl in ihrer entschlossenen Weise den Wagen, sie wollte ihren Besuch bei dem Maler unverzüglich machen.

Was Erna als Befürchtung ausgesprochen hatte, daran dachte Herrmann bereits auf dem Heimwege.

Der Haß tobte wieder in seinem Innern, alle bösen Leidenschaften waren entsefst.

Mit dünnen Worten hatte sie ihm gesagt, daß sie ihn verachte, er war sich nicht bewußt, diese Verachtung verdient zu haben, sie hätte sich vielleicht an ihm gekammert, wenn sie in der fremden Stadt arm und hilflos gewesen wäre!

Arm und hilflos! Ja, das mußte sie werden, er hoffte Witte zu finden, diesen Zweck zu erreichen. Er wollte ihr Porträt öffentlich ausstellen, es fehlte dann sicher nicht an neugierigen Fragen, die er nun in seiner Weise beantworten konnte. Und hatte die Verleumdung einmal festen Fuß gefaßt, dann verbreitete sie sich rasch, und mochte Mistreß Burton daran glauben oder nicht, die Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung zwang sie, das Mädchen zu entlassen. Das war der erste Plan, den Herrmann entwarf, während er in seinem Atelier ruhelos auf- und niederwanderte.

Er dachte jetzt nur noch an seine Rache, Pinsel und Palette mochten vermodern, er konnte nicht arbeiten, solange diese Leidenschaften in ihm tobten, die nach Befriedigung lechzten.

Er wollte mit O'Brien berathen, vielleicht gewann er an diesem Manne ein Werkzeug, das ihn in der Ausführung seiner Pläne thatkräftig unterstützte. Der Irländer kannte die Verhältnisse in Newyork, es lag auch etwas in seinem Gesicht, was dem Maler verrieth, daß dieser Mann ein sehr weites Gewissen hatte, einen besseren Genossen konnte er nicht finden.

Dennoch überlegte er lange, ehe er diesen Entschluß faßte, es war immer bedenklich, mit einem solchen Menschen sich zu verbinden und ihm gefährliche Geheimnisse anzuvertrauen.

Der Rachedurst siegte über alle Bedenken, schon wollte Herrmann das Atelier verlassen, um seinen Hauswirth aufzusuchen, als er einen Wagen vorfahren hörte.

Er ahnte sofort, daß dieser Besuch ihm galt, er war keineswegs überrast, als Mistreß Burton bei ihm eintrat, es mußte ihm ja natürlich erscheinen, daß Erna ihrer Herrin die Unterredung mit ihm berichtet hatte.

„Sie haben etwas sehr kury Abschied genommen von mir,“ sagte sie in einem höflichen aber kühlen Tone, „Sie ließen mir nicht einmal Zeit die Frage an Sie zu richten, weshalb Sie mir das Bild nicht verkaufen wollen.“

Sie war, während sie dies sagte, vor die Stofferei getreten, auf der das Porträt stand, Ersauern und Bewunderung spiegelte sich in ihren Zügen.

„Ausgezeichnet getroffen und sehr schön gemalt!“ fuhr sie fort. „Welchen Preis fordern Sie für dieses Bild? Ich werde ihn zahlen, ich muß das Porträt besitzen.“

„Zu welchem Zwecke, Madame?“ fragte er mit scheinbarer Gelassenheit indes sein Blick voll lauernder Erwartung auf ihr ruhte.

„Schon die Schönheit des Bildes würde meinen Wunsch es zu besitzen, hinlänglich begründen, nun aber tritt noch hinzu, daß das Original meine Freundin ist und daß ich diese Freundin liebe.“

Der Maler fuhr mit der Hand durch das lange blonde Haar und strich es von der Stirne zurück, ein tückisches Lächeln umwachte seine Lippen.

„Das ist der wahre Grund nicht, meine Gnädige“, sagte er spöttisch. „Fräulein Erna Salinger hat Ihnen wohl eine lange Geschichte erzählt?“

„Meine Gründe können Ihnen gleichgültig sein“, erwiderte sie, während sie in dem Sessel Platz nahm, den er ihr anbot, „nennen Sie den Preis des Bildes —“

„Und wenn Sie es mit Gold bedecken, ich würde es nicht verkaufen!“ unterbrach er sie, das Haupt zurückwerfend. „Es ist wahr, ich wollte es Ihnen anbieten, aber ich habe mich anders entschlossen.“

„Aus welchen Gründen?“

„Nun antworte auch ich: meine Gründe können Ihnen gleichgültig sein!“

„Nein, sie sind es nicht“, entgegnete Mrs. Burton, ihn so scharf anblickend, daß er verwirrt das Antlitz abwandte. Sie wolten sich mir nicht verrathen, aber ich kenne Sie! Sie hassen Erna, Sie wollen diesen Haß befriedigen, und dazu soll das Bild Ihnen dienen. Ist es nicht so? Es wäre eine niedrige Rache, aber Sie fragen nicht darnach, wenn diese Rache nur gelingt.“

„Das sind Vermuthungen und Voraussetzungen, die ich einer Antwort nicht für werth halte, gnädige Frau“, sagte er mit einem geringschätzigen Achselzucken.

„Wenn diese Voraussetzungen falsch sind, dann nennen Sie mir den Preis des Bildes. Ich höre, Sie haben noch andere Geschäfte hier, Sie lehnen es ab, Newyork in den nächsten Tagen zu verlassen —“

„Ich lasse mir keine Befehle erteilen,“ fiel er ihr abermals in die Rede; ich bleibe hier, so lange es mir beliebt.“

„Und das Bild?“ fragte sie.

„Verkaufe ich nicht, wenigstens einstweilen noch nicht. Es ist möglich, daß ich mich später einmal von dem Bilde trenne. Heute kann es mir selbst nicht mit Gold aufgewogen werden.“

Fortsetzung folgt.

Die Turmuhr.

Humoreske von H. O. Falberg.

Ein kleines, märkisches Dörfchen, das in sehr armseliger Gegend liegt und dessen Bewohner sich in schwerer Arbeit nur kümmerlich ernähren können, weil der Boden nach keiner Richtung hin die aufgewandten Mähen verlohnt, hat wohl eine Kirche und einen Pastor; aber der Kirchturm besitzt keine Uhr. Die vier runden Löcher an den Seiten, wo das Kunstwerk hineingebracht werden sollte, grinsen wie die hohlen Augen eines Totenschädels in die triste Landschaft hinein. Die Bauern merken an ihrem Magen, wenn es Zeit ist, vom Felde zum Mittagessen nach Hause zu gehen, und an ihren Augen, wenn die Schlafenszeit herannahet. Wollte einer einmal nach dem benachbarten Bahnhof, um irgend etwas in der Stadt zu kaufen, so war ja der Lehrer da, der eine Uhr in der Schulstube hängen hat, und der Herr Pfarrer, der ihnen die richtige Zeit angeben konnte.

Der Pfarrer war ein junger Mann und noch nicht lange im Amt. Als er bei der Besichtigung seiner Pfarre den Amtsbruder nach der Turmuhr gefragt, hatte dieser mit den Achseln gezuckt.

„Nun, das werde ich ändern,“ meinte der junge Geistliche.

„Hoffen Sie nicht zu viel?“

„Zuviel? Das ist doch nicht zu viel.“

„Nun, Sie werden ja sehen. Mit unseren Bauern ist noch kein fertig geworden. Es wird Ihnen nicht besser gehen.“

Der Pastor beobachtete eine zeitlang, bis ihm selbst der Augenblick gekommen schien, einzugreifen. Die Uhren der beiden Dorfgemeinden waren nämlich schließlich so gegen einander in Differenz gekommen, daß man keiner mehr recht trauen konnte. Darum brachte der Pfarrer eines Tages im Gemeindefürsorge den Gedanken vor, man möge doch eine Turmuhr kaufen und einsehen lassen.

Die märkischen Bauern schüttelten ob dieser Ungeheuerlichkeit bedenklich die Köpfe. Wo sollte das Geld für die Anschaffung herkommen? Sie müßten ja zu diesem Zweck den schon an und für sich armen Ackerbürgern eine unerträgliche Steuer auferlegen, und das ging nicht an.

Der Pastor gab nach diesem Mißerfolg seine Sache noch nicht verloren, sondern wandte sich an den Rittersgutsbesitzer Baron von Leisewitz, der in der Nachbarschaft sein Dominium hatte und Pächter der Gemeindejagd war. Herr von Leisewitz war ein jovialer, alter Herr, der an dem jungen Pastor sogleich sehr viel Gefallen gefunden hatte und ihn, so oft es möglich war, in seine Gesellschaft zog. An diesen gutherzigen Mann machte sich jetzt der märkische Seelenhirte, und das kaum Erwartete, kaum Gehoffte wurde Wahrheit. Der Baron erklärte:

„Ihnen zu Liebe, lieber Pastor, werde ich dem Dörfchen die Turmuhr stiften.“

Es war eine großherzige Tat, und der Geistliche überschüttete den Dominialherrn mit Dankbarkeitsäußerungen, ging dann in gehobener Stimmung nach seinem armen, einsamen Dörfchen zurück und freute sich schon des Augenblicks, wo er in den Gemeindefürsorge hineinplatzen konnte und sagen: Lieben Freunde, wir haben unsere Uhr.

Es sollte eine vollkommene Ueberraschung werden; darum hatte der Pastor auch keinem Menschen von der Freigebigkeit des Barons gesprochen, sondern die große Neuigkeit in der Tiefe seiner Brust begraben.

Als die entscheidende Rede herannahte, studierte sich der Pastor eine lange Rede ein, in der er erst von den traurigen Zuständen im Dorf sprechen wollte, indem man nicht wisse, was die Glocke geschlagen habe; und wenn es ja auch recht sei, daß dem Glücklichen keine Stunde schlage und der Unglückliche keine Uhr habe, so sei doch die Zeit gekommen, wo diesem Unglück ein Ende gemacht werde, wo das Dorf zu seiner Turmuhr kommen sollte.

So weit hatten die Bauern ihren geistlichen Führer ruhig reden lassen; dann steckten sie die Köpfe zusammen, und der Bürgermeister fragte ganz laut und trocken:

„Wat meent he?“

Der Pastor machte eine lange Pause, bis die dicken Köpfe der Bauern wieder auseinander fuhren und das Raunen und Tuscheln verstummte war. Dann fuhr er fort:

„Sehen Sie, meine lieben Freunde, unser verehrter und geliebter

Herr Baron, der der Gemeinde soviel Geld zukommen läßt durch die Pachtung unserer Jagd ...“

„Er soll nun immer nicht mit dem Wildschadengeld so knapsen,“ warf der Dorfschmied, der einen dünnen Aker dicht am Walde hatte, grob ein.

„Also, unser lieber Dominialherr hat sich bereit erklärt, dem Dorf eine Turmuhr zu schenken.“

Wenn der Blitz in eine Schafherde gefahren wäre, hätte die Aufregung nicht größer sein können, als jetzt unter den Gemeindefürsorgemitgliedern. Sie standen auf, sie sprachen aufgeregt zusammen; keiner verstand, was der andere wollte. Sie schüttelten die Köpfe, pufften sich mit ihren derben Fäusten in die Seite, trommelten auf der eichenen Tischplatte, und nur der Pastor blieb ruhig, sah sich triumphierend im Kreise um und wartete auf die frenetischen Dankesäußerungen der Mitglieder.

Endlich legte sich der Sturm der Ueberraschung, und der Bürgermeister setzte sich in Positur, schob die rechte Hand zwischen den dritten und vierten Knopf der Ärmelweste, strich sich bedächtig Kinn und begann dann:

„Ja, Herr Pastor, die Uhr nehmen wir nicht.“

Jetzt war die Ueberraschung auf Seiten des Geistlichen.

„Ja, aber, meine lieben Freunde, warum wollen Sie das hochherzige Geschenk nicht annehmen, das uns der Herr Baron bietet?“

„Ja, Herr Pastor, so 'ne Uhr muß uff den Turm gebracht werden, und das kostet Geld.“

Der Geistliche redete noch hin und her, versuchte die Leute zu überzeugen, daß doch die Ausgabe verhältnismäßig gering sei gegenüber der großen Wohltat, genau die Stunde zu wissen; aber er drang nicht durch. Der Kirchenrat blieb bei dem Veto seines politischen Führers: Die Uhr nehmen wir nicht!

Als der Pfarrer am Abend wieder bei dem Baron vorsprach, erzählte er ihm die unglaubliche Geschichte und meinte mit Bedauern, es wäre den Bauern nicht zu helfen. Da lächelte der Baron und sagte in seiner gemütlichen Art:

„Mein lieber Pastor, kommen wir über den Hund, kommen wir auch über den Schwanz; ich werde die Uhr auch anbringen lassen.“

„Sie sind wirklich ein Menschenfreund, Herr Baron, ich danke Ihnen aufs herzlichste im Namen meiner Gemeinde.“

Andern Tags, als die Bauern vom Felde nach Hause gekommen waren, ging der Pastor zum Bürgermeister und bat ihn, er möge den Kirchenrat zusammenberufen, da er ihm etwas wichtiges mitzuteilen habe. Als sie alle da waren, wurde die Mitteilung gemacht, die wiederum eine große Bewegung bei den Ackerbürgern hervorrief. Der Pfarrer wartete gespannt auf das Ergebnis der Beratung und war geradezu verblüfft, als der Bürgermeister erklärte:

„Herr Pastor, die Uhr nehmen wir nicht.“

„Ja, aber meine lieben Freunde, ich muß sagen, ich begreife das nicht.“

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor, so 'ne Uhr muß uffgezogen werden, und dazu müssen wir einen Menschen anstellen.“

„Das kann doch der Küster machen,“ replizierte der Pfarrer.

„Aber er macht et nich umsonst und wir wollen't auch nich umsonst haben. Also, Herr Pastor, die Uhr nehmen wir nicht.“

„Na also, um der Sache ein Ende zu machen: das Aufziehen und Besorgen der Uhr werde ich selber übernehmen oder dafür sorgen, daß es geschieht.“

Wieder erfolgte eine längere Beratung, und der Pfarrer dachte, nun müßten doch alle Hindernisse behoben sein. Aber er hatte seine märkischen Gemeindefürsorge falsch beurteilt; denn der Gemeindevorsteher erklärte schließlich:

„Herr Pastor, die Uhr nehmen wir nicht.“

Jetzt riß dem Pfarrherrn doch die Geduld, und er ging mit seinen Gemeindefürsorgemitgliedern scharf ins Gericht. Einige wollen sogar Ausdrücke, wie Dickschädel gehört haben, jedoch ist das nicht historisch verbürgt. Seine flammende Rede schloß der geistliche Herr mit der erzürnten Frage, was sie denn nun noch gegen die Annahme der Uhr hätten.

„Ja, Herr Pastor, sehen Sie,“ antwortete der Bürgermeister,

„Sie können sterben, und dann haben wir doch die Kosten am Bein.“

Auf dieses Argument hatte der Pastor nichts mehr zu erwidern, und so ist es gekommen, daß die Bauern noch heute die Mittagsstunde nicht durch Schlagen der Turmuhr, sondern durch das Knurren ihres Magens erfahren.



Friedrich der Große sah es bekanntlich nicht gern, wenn seine Offiziere, besonders die Subalternen, heirateten; in der Regel setzte er ihnen Schwierigkeiten entgegen. So erließ er unter anderem an Bronikowski folgendes Reskript: „Mein lieber Generalmajor von Bronikowski! Ich gebe Euch auf Eure Vorstellung vom 12. dieses, wegen Verorgung Eurer Schwester durch eine Heirat mit dem Cornet von Zwiesofsky zur Antwort, daß die Husaren nur durch den Säbel ihr Glück machen sollen.“

Eine letzte Aeußerung Blüchers. Als der greise Held Blücher, der tapfere und volksbeliebte „Marschall Vorwärts“, in Kriebitz auf dem Sterbebette lag, besuchte ihn Friedrich Wilhelm III. mit seinen beiden ältesten Söhnen und sprach zu ihm von „Hoffnung auf Wiedergenesung“. Blücher erwiderte ruhig: „Ew. Majestät wissen wohl: mein Weg geht stets vorwärts; ich fühle, daß ich nicht mehr weit vom Ziele bin, und — um zu lernen war nie meine Sache.“

Der General-Stabsarzt v. Wiebel war ein ehrgeiziger Mann und bereits im Besitz des Roten Adlerordens in Brillanten. Am Morgen des Ordensfestes 1845 besuchte er als Leibarzt den König Friedrich Wilhelm IV. Nachdem er sich länger als gewöhnlich aufgehalten, sagte endlich der König: „Nun, lieber Wiebel, Wien; wir sehen uns aber beim Ordensfest wieder.“ — „Da geh' ich nicht hin!“ rief barsch der Arzt. — „Warum denn nicht?“ — „Ich habe ja nicht gekriegt.“ — „Wirklich nicht? Ei, da will ich doch 'mal nachsehen; dort liegt die Ordensliste; geben Sie 'mal her!“ Der König durchstief das Verzeichnis und sagte dann: „Sie stehen wahrhaftig nicht 'nein! Nun, da gratuliere ich bestens; so brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen.“

Die Kramläden und Schneiderwerkstätten in Algier sind außerordentlich klein und doch so beschaffen, daß der Inhaber stets die frische Luft genießt. Es sind meist in den äußeren Wänden der massiven Häuser angebrachte Nischen, in denen ein Mensch sich kaum umdrehen vermag; ein Brett, quer in der Öffnung der Nische, vertritt die Stelle des Kadenstisches. Eine der offenen Schneiderwerkstätten ist sogar dermaßen beengt, daß der Besitzer darin keinen Raum hat, einen Faden auszuziehen. Er muß sich mit der rechten Seite gegen die Straße setzen und beim Ausziehen den rechten Arm hinausgehen lassen, was den des Weges daher Kommenden einen wunderlichen Anblick gewährt.

Brautwerbung mit Peitschenhieben. Bei den friedlichen Bewohnern Kordofans kommt es höchst selten zu Raufereien; nur bisweilen geschieht es, daß ein paar junge Männer sich wegen eines Mädchens auf Peitschenhiebe herausfordern. Sie stellen sich in gemessenem Abstand einander gegenüber; jeder hat eine aus der Haut des Nilpferdes geschnittene Peitsche, und auf ein gegebenes Zeichen führt der erste einen Streich gegen den nackten Körper des andern, wobei nur der Kopf verschont bleiben muß. In gleicher Weise wird der Hieb erwidert, und so wechselt Schlag um Schlag, bis endlich einer von beiden vor Schmerz die Peitsche von sich wirft. Der Friede ist damit hergestellt — das Mädchen verbleibt dem Sieger.

Emanuel Swedenborg war einer der originellsten Schwärmer. Noch auf seinem Sterbebette behauptete er, daß er mit dem Apostel Paulus ein ganzes Jahr, mit Johannes dem Täufer siebenmal, mit dem lieben Gott und Moses einmal und mit den Engeln seit zweiundzwanzig Jahren konversiert habe. Einst auf der See machte er in der Kajüte des Kapitäns vor leeren Stühlen tiefe Verbeugungen. „Wat soll das?“ fragte der Kapitän. — „Ei, sehen Sie denn nicht XII., Sokrates und die Kaiserin Katharina von Rußland?“ — „Was treiben Sie denn?“ — „Sie wünschen Whist zu spielen,“ entgegnete der Träumer, „und suchen den vierten Mann.“

Milchbuben und Schlächter in Buenos Ayres. Während bei uns die Milch aus den benachbarten Ortschaften zu Wagen eingebracht wird, gelangt sie in Buenos Ayres auf dem Rücken der Pferde zur Stadt. An jeder Seite des Sattels hängen nämlich drei bis vier irdene Milchkrüge, während oben auf dem Sattel der Reiter sitzt, ein Knabe mit roter Mütze und gleichfarbigem Mantel, wie ein Frosch zusammengekauert, denn die Krüge lassen keinen Platz für seine Beine. Aber so unbequem der Sitz auch ist, so reitet der Junge doch im Galopp. Gewöhnlich sieht man sie in Trupps von vier bis fünf in fliegenden Mänteln zur Stadt hereinjagen. Schlächterläden gibt es dort nicht. Das Fleisch wird, jämmerlich zerlegt, in bedeckten Karren herumgeführt. Statt eines

Aushängeschildes hängt ein Stück Fleisch an einem Riemen von ungegerbter Haut am Karren, wodurch natürlich zunächst die Hunde angelockt werden.

Der spätere Jacob II. besuchte als Herzog von Norf den Dichter Milton und sagte ziemlich roh, seine Blindheit sei eine Strafe des Himmels wegen seines politischen Verhaltens. — „Und was wäre denn die Enthauptung Ihres Vaters?“ meinte Milton. — Jacob biß sich auf die Lippen und schwieg.

Ritter und Knecht. „Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn, der Knecht war selber ein Ritter gern,“ so singt Uhland, und dem Sprachkennner macht es ein ganz besonderes Vergnügen, solche kommunisistisches Verlangen gewähren zu können, ohne die bestehende Ordnung der Dinge im geringsten gewaltsam umzuwerfen. Unst ist ein angelsächsisches Wort und heißt Knabe; namentlich bezeichnet es einen jungen Mann edler Abkunft, einen Junker. Daraus entwickelte sich nach der günstigeren Seite hin das englische Knight, Ritter, während in dem altfranzösischen Kniucht der Begriff des Dieners die Oberhand gewann, den denn das Wort im Deutschen beibehielt bis auf diesen Tag. Soweit können in ein und demselben Wort die Begriffe auseinandergehen. Knecht und Ritter sind also nur in sozialer Hinsicht ein wenig verschieden; der Sprache nach ist der eine genau dasselbe, was der andere ist.

Wilhelm Beutel hat bekanntlich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Einfallen der Heringe erfunden und dadurch seinem Vaterlande eine große Wohltat erwiesen. Das haben die Holländer nicht vergessen und ihm zu Ehren ein Denkmal in seinem Wohnorte Bierwilt errichtet. Als einst Kaiser Karl V. in der Nähe jenes Orts verweilte und fragte, was der Ort Sehenswürdiges enthalte, antwortete der Fischer, der den Kaiser fuhr: „Das Denkmal Beutels“, indem er seinen Hut zog. Dem Kaiser war der Name nicht bekannt, weshalb er tief in der Achtung des Fischers sank. Als er aber erfahren, was der Mann getan, begab er sich ungesäumt mit seiner Schwester, der Königin von Ungarn, und seinem glänzenden Gefolge an Ort und Stelle und verneigte sich tief vor dem Grabmal des Fischers Wilhelm Beutel.

Als Mozarts „Don Juan“ in Leipzig 1796 zum erstenmal aufgeführt wurde, lautete der Theaterzettel: „Der gestrafte Auschweifende oder: Don Juan, komisches Singspiel in 2 Aufzügen, die Poesie von da Ponte, die Musik von Herrn Mozart.“ Im Personenverzeichnis war der Held der Oper als ein „auschweifender, junger Mann“ bezeichnet.

Die Michaelshöhle ist eine interessante Merkwürdigkeit Gibraltars; die Naturfalten, die das zerrissene Felsendach tragen, streifen bei dem ungewissen Schein der Fackeln an das Magische. Kein Sterblicher hat jemals die Tiefe dieser Höhle ergründet; nur der englische General O'Hara ließ sich an Stricken hinab, fand aber keinen Grund und legte auf einem Vorsprung seinen wertvollen Degen als Vermächtnis für seinen Nachfolger nieder, der sich jedoch bisher nicht gefunden hat. Nach einer uralten Tradition bildet diese Höhle eine unterirdische Verbindung mit Afrika, durch welche die zahlreichen Affen des Gibraltarfelsens, die oft wie verschwunden erscheinen, nach Apis Hügel auf der Spitze von Ceuta auszuwandern.

Der Rußbaum mit dem Mühlstein. Bei Walton Hill in England lag viele Jahre als einziger Ueberrest einer Wassermühle ein gewaltiger Mühlstein. Vor etwa vierzig Jahren erhob sich aus der im Mittelpunkt desselben befindlichen Öffnung der Schößling einer keimenden Pflanz. Das Bäumchen wuchs fort und fort, bis der Stamm die ganze Öffnung ausfüllte und dann im Wachstum den Mühlstein mit in die Höhe hob, so daß dieser jetzt fußhoch über dem Boden von dem Stamm des fünfundzwanzig Fuß hohen Baumes getragen wird, der reichliche und gute Früchte bringt.

Der Philosoph Hume erhielt einst in Edinburgh von einer alten Frau, die viel von seinem Unglauben gehört hatte, einen Besuch. In heiligem Bekehrungseifer stellte ihm diese seine Gefahrt vor und wünschte sehnlichst, daß die göttliche Gnade ihn seinen Irrtum möchte erkennen lassen. Hume hörte sie aufmerksam und gelassen an, dankte ihr für den Anteil, den sie für ihn nahm, und fragte schließlich, wer sie sei. „Die Frau eines Lichthändlers in der Nachbarschaft,“ lautete die Antwort. Da entließ jener sie mit den Worten: „Weil Sie so ernstlich wünscht, meine liebe Frau, daß ich des inneren Lichtes teilhaftig werden mag, so bitte ich, versorge Sie mich auch mit dem äußeren Licht.“

Ein berauschernder Fischtopf. Auf den molukkeschen Inseln fängt man Fisch, welche die Eingeborenen „Ikom Mambol“ nennen. Gewöhnlich nur so lang und breit wie eine Manneshand, haben sie unten am Bauche weiße, an dem übrigen Körper rote Schuppen und flossen; von gleicher Farbe sind auch die Augen. Der Name „Ikom Mambol“ bedeutet so viel, als „betrunkenener Fisch“, weil der Genuß des Kopfs dieses Fisches berauscht, wogegen die übrigen Teile diese Wirkung nicht hervorbringen.